

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 49

Artikel: Ein Tag im Volksbildungsheim
Autor: Frautschi, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647352>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

von 1300, 1600 und mehr Wohnungen, wovon der größte Teil Einfamilienhäuser sind. Die größte Siedlung (wohl in ganz Europa) wird diesen Winter begonnen mit 8000 Wohnungen, was einer Einwohnerzahl von über 35,000 entspricht. Solche riesige Anlagen werden eben im Sinne der Trabantenstädte gebaut und erhalten eigene Großgebäude wie: Schulhäuser, Bäder, Verwaltungsgebäude, Sportanlagen u. Die Siedlungshäuser werden im allgemeinen nicht freistehend gebaut, sondern reihenweise. Aus all den vielen bisherigen diesbezüglichen Erfahrungen, die genau rechnerisch festgelegt werden, wird jeweils das den Verhältnissen entsprechende als das am besten erscheinende angewandt. Es ist klar, daß die Preise eine wichtige Rolle spielen. Der Einzelne muß sich dem Ganzen unterordnen, es geht nicht an, daß jeder seine extravaganten Wünsche verwirklichen kann. Andererseits entsteht so eine wohlthuende Einheit und Ruhe, und die Preise können auf ein Minimum reduziert werden. Eine Stadt kann Siedlungen von solchem Ausmaß nicht anderswo bauen als auf eigenem Boden. Das hat natürlich seinen Haken. Denken wir z. B. an Bern, so sehen wir sofort, daß die praktische Ermöglichung schon an diesem Punkte scheitern müßte. Frankfurt hat nun ein sogenanntes Enteignungsgesetz, nach welchem es in der Lage ist, Land im Bedarfsfalle zu expropriieren. Falls für das Terrain solcher Gartenstädte pro Quadratmeter 220 und mehr Franken zu bezahlen wäre, käme die Ausführung gar nicht mehr in Frage. Frankfurt offerierte anstelle von 15 Mk. 3.50 Mk. und kam so in den Besitz großer Ländereien. Kleinhäuser kosteten von 10,000 Mk. an und mehr, bei genauer Errechnung und Einteilung. Für Menschen, die erstmals in eine derartige Siedlung kommen, bietet sich ein völlig neues Bild. Man gewöhnt sich jedoch rascher daran, als man glaubt. Dabei ist alles sauber, hell und von großer Wohnlichkeit. Einzelne Häuser werden von der Stadt aus vorbildlich möbliert und allen Interessenten gezeigt, eigene Beraterinnen klären auf und helfen bereitwillig den Weg zum Neuen ebnen und viele Vorurteile überwinden. Wo Sonne, ist auch Schatten. Es ist klar, daß viele Versuche gemacht werden mußten, Hindernisse mühen überwunden werden, doch es scheint, daß der jetzt beschrittene Weg, den Verhältnissen entsprechend, der richtige ist. Jedenfalls ist der Eindruck, den man in Frankfurt von diesen Siedlungen erhält, ein vorzüglicher. (Fortsetzung folgt.)

Ein Tag im Volksbildungsheim.

In einem stillen Bergtäälchen war's im westlichen Berner Oberland, im Turbachtal. Noch strahlte der Orion in den kalten Wintermorgen hinein. Die zerstreuten Häuschen am Hang bargen ihr Lämpchen hinten im Küchenstübchen, während in ihren Frontfenstern sich noch die Sterne spiegelten. Einzig das Schulhaus ließ sein Licht hell aus den Stubenfenstern strahlen; es erwartete Gäste. Von verschiedenen Seiten kamen sie nun auf geflügelten Schuhen heran, vom Lichtschein angezogen. An die zwanzig Jünglinge von über 20 Jahren, die sonst im ernsten Daseinskampf stehen, nun aber in stillfroher Sammlung sich dem hingeben wollten, wovon des Menschen Seele sich nährt. Da saßen sie um den langen Tisch, in ihrer Mitte Fritz Wartenweiler, den das im Norden geschaute Bild eines geistig erweckten Jüngvolkes nicht mehr losläßt, der diesem auch in seinem Vaterland schlummernden Leben geduldig hoffend und unermüdlich fördernd nachgeht. Da erzählte er nun den Jungmännern von Richard la Ricca, dem Graubündner, dem Erbauer der Splügenstraße, dem Bändiger des Hinterrheins, dem Ingenieur des Linth- und Sagnedkanals. Nicht nur der junge Zimmermann vom Heizenberg lauschte gespannt auf das bedeutsame Kapitel Heimatgeschichte; auch der junge Gärtner aus dem Baselland, der Käfer aus dem Saanenländchen spürten das Schweizerblut in ihren Adern

lebhafter schlagen, spürten, daß der Kampf mit den Naturgewalten unser Teil ist, an dem wir alle einander zu helfen haben, welchem Stand und welcher engern Heimat wir auch angehören mögen. Mancher junge Hörer empfand die tiefe Genugtuung des so tatkräftigen und erfolgreichen Schweizer-Baumeisters kräftig mit, spürte den eigenen Schaffensdrang sich reden und doch den persönlichen Ehrgeiz stille werden ob La Riccas Tagebuchschluß: Alles, was wir tun können, ist, Material herbeischaffen im Dienst der Mitmenschen, auf daß Gott, der große Erbauer, damit baue, was der Menschheit not tut.

Auch das Morgenessen führte die Burschen zur Gemeinschaft zusammen. Aber ehe der Bruder Efel, wie Franziskus seinen Leib hieß, seinen Teil bekam, nahm die Tischrunde einen guten Spruch entgegen. Welcher hätte heute besser passen können als die Strophe von Geibel:

Tu du redlich nur das Deine,
Tu's in Demut und Vertrauen;
Haue Balken, rüste Steine:
Gott der Herr wird bau'n!

Nach der Mahlzeit aber, da hätten ihr leben sollen, wie die Burschen sich den Küchenkünsten widmeten! Auch in des Tages Kleinigkeiten, ja gerade darin wollten sie sich gegenseitig als gute Kameraden erweisen. Da stellte einer die schwerbeladene Hütte ab, ein anderer brachte direkt vom Bauer in der Nachbarschaft die frische Milch, andere ließen die Schalenschlangen von den Kartoffeln herunterhüpfen und sangen mit kräftigen Stimmen dazu

Komm, reiche mir die harte Hand
Und schreite unsern Schritt!

Dabei blieb immer noch die Hälfte der Burschen frei, die gestern im Kurshaushalt geholfen hatten, heute aber die sanften Hänge der Umgebung in erfrischender Fahrt hinabglitten, oder eine kurze Steilfahrt mit einem forschenden „Christiania“ abschlossen. Noch vor Beginn des Vormittagsvortrages aber fanden sich alle wieder in ihrer traulichen Arbeitsstube zusammen, unterrichteten sich in guten Biographien selber über Rudolf Schneider und Conrad Escher, die Bundesgenossen La Riccas, oder bereiteten sich vor auf den eigenen kleinen Vortrag, mit dem sie eines Tages die Kameraden beschenken wollten, oder sie gingen auf der altbekannten Schweizerkarte mit neuem Interesse den Spuren tätigen Heimatschutes nach, oder sie befragten den Kursleiter „Fritz“ in persönlichem Gespräch.

Nun haben sich auch der junge Briefträger und der Welpersohn aus dem Tale eingefunden, und das frische Lied eröffnete die Vortragsstunde:

Aufwärts blicken, vorwärts drängen —
Wir sind jung, und das ist schön!

Große Werke der Weltliteratur zu lesen, dafür ist leider auch ein Monatskurs zu kurz. Aber als nun „Fritz“ einen goldenen Faden durch Romain Rollands Hauptwerk zog, Jean Christophs Ringen mit sich selbst und mit der Umwelt schilderte, da war der Eindruck nicht minder stark.

Unerwartet schnell war so die Mittagspause da. Am Nachmittag beteiligten sich auch beständige Mannen aus der weiteren Nachbarschaft, und der erweiterte Kreis gab dem Solothurner Landwirt, der über die Getreideversorgung unseres Landes berichten wollte, Mut und Freude. Obwohl jeder Teilnehmer sein Vortragsthema ganz frei wählen konnte, lag der Gegenstand gar nicht so weit ab. Wollte doch La Ricca durch seine Alpenstraße der Brotversorgung dienen und der Wiederholung der Hungerjahre 1816/17 vorbeugen. Der Vortrag stellte anhand einer wirtschaftlichen Lebensfrage die Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart her und leitete eine ernste Aussprache ein.

Aber nun die Glieder strecken! Ein halbes Stündlein Turnen in der lachenden Bergsonne frischte die Leibeskräfte

gründlich auf. Und nun ging's in die Fragestunde, in der jeder irgend eine Frage vom Zaune reißen durfte, stehe sie nun in Zusammenhang mit dem Gedanken des Tages oder nicht. Die Stunde wurde heute lustig, denn ein fünfzig-jähriger Bergler klopfte die Jungen mit der Frage aus dem Busch: Was machtet ihr da draußen für Gapriolen? Zu was sollen diese Sprünge gut sein? Aber die Kerle waren in der Turnstunde weder auf den Kopf noch auf den Mund gefallen, sie legten sich wacker für ihren Turnmeister ins Zeug, und als der allzeit redselige Bädergeselle aus dem Emmental auftrumpfte: Unsere Freiübungen sind für den Körper was das Del für die Maschine, da gab sich der Frager geschlagen, lächelnd und gar nicht mißvergnügt — eigentlich „hät er die Junge numme wölle fäde“.

Nun blieb ein schönes Stündlein zum Briefschreiben, zum Plaudern, zum Schachspielen. Nach dem Nachessen ward es fortgesetzt. Damit aber zum Tageschluß die Gruppen wieder zur Kursgemeinde zusammenschmelzen, las Fritz Wartenweiler Jakob Boshardts Festbauer vor. Da vorher das zweistimmige Flötenspiel zweier „Kürsler“ verlodend aus den Fenstern geklungen hatte, hörten auch wieder ein paar Bergburken aus der Umgebung dem Vorlesen zu, — ein „Abesig“, den sie nicht so bald wieder vergessen werden. Wie freuten sich alle am gemeinsamen schweizerischen Liedergut, da sie nun mit Appenzellern und Thurgauern in die lustigen Liedli vom Rigi und vom Brienzerburli, dann ins stillere vom „schönsten Wiesengrunde“ einstimmten.

Den frohen Abend, den reichen Tag beschloß das herrliche Gotthelfwort: „Das Herz ist's allein, das reich macht und arm.“ Jeder gab den Kameraden, den vorher nie gekannten und nun schon befreundeten, die Hand zur guten Nacht. Und im Osten stieg wieder der Orion auf, und tausend Lichter auf dem Kristallschnee spiegelten die Sternenspracht dort oben wieder.

Was für Gedanken machten sich die Jungmänner nun wohl, als sie ins Quartier, zwei sonnenverbrannte, zu dieser Zeit sonst leerstehende Oberländerhäuschen, zurückkehrten? Daß es dem Menschen gut ist, wenn er immer wieder die Sterne vom Staube zu den Sternen hebt, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt, und daß ein kurzes

Menschenleben unendlich reich sein kann, wenn Freude und Schmerz, Arbeit und Ruhe immer wieder Sinn und Glanz bekommen von der Höhe, vom ewigen Licht,

Das uns wohl strahlet in dunkler Nacht,
Uns zu des Lichtes Kindern macht.

Im Januar 1930 wird das Heim Neukirch a. d. Thur seine Tore aufmachen und in gleicher Weise Jünglinge und Männer beherbergen. Möchten recht viele junge Schweizer sich anmelden!

E. Frautschi.

Der Tonfilm — eine Filmkrise.

Mit unerhörter Geschwindigkeit und einer Durchschlagskraft sondergleichen hat der Tonfilm — noch nicht die ganze Welt, aber Amerika erobert. Drüben gilt der stumme Film bereits als erledigt. Hollywood hat sich ganz auf den Tonfilm umgestellt; 75 vom Hundert der Gesamtproduktion pro 1929 fallen auf den Tonfilm; im künftigen Jahre dürfte das Verhältnis schon 90:10 sein.

Diese Wandlung bedeutet für viele die Krise, ja die Vernichtung. Denn nunmehr kommt es auf die Stimme an, nicht einzig und allein auf das Gesicht, die Figur, die Geste, die Bewegung. Hunderte von Filmstars müssen abtreten, weil ihre Stimme nicht genügt. Lächelnd steigen andere zu ihren Plätzen empor, Statistinnen, die jetzt ihre schönen Stimmen zur Geltung bringen können, die jahrelang im Heere der Komparsen eingereiht waren und warteten und hungerten, bis nun plötzlich ihre Stunde geschlagen hatte.

Die Tonfilmkrise hat Hollywoods Weltstellung erschüttert; denn viele Tonfilme entstehen jetzt in New York selber, weil hier, an den großen Theatern und Varietés, die benötigten berühmten Künstler zur Verfügung stehen. Schon sinken in Hollywood die Bodenpreise, schon werden die schönsten Star-Willen käuflich.

Die Tonfilm-Ateliers arbeiten bekanntlich mit schalldichten Aufnahmekabinen, aus der keine Geräusche ans Mikrophon dringen. Die Bühne, auf der gesprochen und gesungen wird, ist mit Teppichen und Polstern ausgelegt, und dem Personal ist bei Strafe jedes störende Geräusch untersagt. Die Amerikaner arbeiten bereits mit absoluter Präzision. Ein neuer Beruf ist die Kontrollierung der Aufnahme mit einem Abhörrapparat, der alle unrichtigen Töne verrät; der Mann, der die Arbeit besorgt, ist der „Moniteur“ (s. Abb. S. 719). Ein anderer Mitarbeiter ist der „S-Retoucheur“. Der S-Laut macht nämlich beim Sprechfilm Schwierigkeiten; die wenigsten Menschen sprechen ihn richtig aus. Der „S-Retoucheur“ hat alle S-Töne auf dem Tonfilmstreifen auszubessern.

Nicht jeder Sänger oder Sprecher taugt für den Tonfilm. Es braucht dazu ganz besondere Qualitäten der Stimmorgane. Da gilt es für jeden Mitarbeiter, zuerst auszuprobieren, welche Lautgebung und Stimmelage die angemessenste und brauchbarste ist. Der Tonfilm stellt die Künstler vor ganz neue Aufgaben, und das Wettrennen nach den höchsten Leistungen ist bereits in vollem Gange.



Eine Aufnahme im Confilm-Atelier: Der Kamera-Mann nimmt die Szene aus einem schalldichten Glaskasten auf.